

Rainer Schützeichel

Disbalancen der Gesellschaftstheorie

Uwe Schimank ist einer der wenigen bedeutenden Vertreter der gegenwärtigen soziologischen Forschung, der den Impetus der älteren und jüngeren Klassiker unserer Disziplin aufnimmt und produktiv wie kumulativ an einer um ihre konzeptionellen Grundlagen besorgten gesellschaftstheoretischen Analyse und Diagnose moderner Gesellschaft arbeitet. Ausgehend von der Diagnose einer Zersplitterung der Gesellschaftstheorie und mit dem Ziel einer empirisch anschlussfähigen »integrativen Theorie der modernen Gesellschaft« entwirft Schimank in seinem »Grundriss« auf der Grundlage älterer Arbeiten (insbes. Schimank 2009, 2011a, 2011b, 2013) ein ambitioniertes Forschungsprogramm, welches sowohl Vorschläge in Bezug auf die Methodik wie auch Vorschläge für eine »Bauanleitung« künftiger gesellschaftstheoretischer Forschung enthält. Dass Schimank einen solchen Grundriss vorlegt, ist außerordentlich zu begrüßen, nicht nur angesichts der sterilen soziologischen Diskussion selbst, sondern auch angesichts der sinkenden Bedeutung und Relevanz soziologischer Analysen in der wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit.

Schimank befasst sich mit einer Integration von »funktionaler Differenzierung«, »sozialer Ungleichheit« und »Kultur«. Man kann den Entwurf von Schimank aber nicht nur im Hinblick auf eine konzeptionelle Integration gesellschaftstheoretischer Forschung lesen, sondern auch in Bezug auf die Desiderata und Probleme der system- oder eben auch handlungstheoretisch fundierten Differenzierungsforschung selbst. Dass Differenzierungsforschung und Sozialstrukturanalyse auseinandertreten, lässt sich auch in der Wirtschaftssoziologie beobachten. War die »Economic Sociology« von Arthur Stinchcombe (1983) noch mit der Frage nach den sozialstrukturellen Auswirkungen des Kapitalismus befasst, so wird in allen Fraktionen der Systemtheorie teilweise sehr unverdächtigen »New Economic Sociology« alleine das Problem der »Einbettung« thematisiert, also ein genuines differenzierungstheoretisches Phänomen.

1. Befassen wir uns zunächst mit der von Schimank erhobenen Diagnose. Diese geht von dem Befund einer Zersplitterung der gesellschaftstheoretischen Forschung in konträre, aber auch durchaus komplementäre Theoriefamilien aus. Gesellschaftstheorie ist bekanntlich der Ort, an dem sich die »grand theories« versammeln, und so macht auch Schimank diesen Befund zunächst an den mit Autoren verbundenen großen soziologischen Synthesen fest. Schimank geht davon aus, dass Gesellschaftstheorie in eine differenzierungs-, eine ungleichheits- und eine kultursoziologische Theorienfamilie mit jeweils unterschiedlichen Optionen zerfällt, was Schimank zu dem Urteil führt, dass es ein

»großes Durcheinander zahlloser Offerten« gebe (237). Auch wenn die quantitative Charakterisierung sicherlich etwas zu drastisch ausfällt und Schimank dennoch den einen oder anderen, ebenfalls mit dem Anspruch auf »grand theory« antretenden gesellschaftstheoretischen Ansatz (Alexanders Cultural Sociology, Latours symmetrische Anthropologie, die Theorie der multiplen Modernen, Turners »General Sociological Theory«, der Kritische Realismus etc.) nicht berücksichtigt, so kann man den deskriptiven Befund selbst wohl kaum in Frage stellen.

Machen wir eine Probe aufs Exempel. In der jüngst erschienenen »Neuen Sozialstrukturanalyse« von Erlinghagen und Hank (2015) findet sich eine an dem »Modell der soziologischen Erklärung« orientierte, theoriegeleitete, methodologisch-individualistische und deshalb »neue« Darstellung der sozialstrukturellen Entwicklung zeitgenössischer Gesellschaften. Der oft zu hörende Vorwurf der Theoriearmut der Sozialstrukturanalyse lässt sich nur bei Unkenntnis dieser Analysen weiter aufrechterhalten. Aber ein Punkt ist in der Tat auffällig. Die Analysen werden nach Bildung, Familie, Arbeitsmarkt, Erwerbsarbeit, Gesundheit, Vermögen und so weiter aufgefächert. Man sieht also, wie tief sich die funktionale Differenzierung in die Sozialstruktur eingegraben hat, mit der Folge, dass sich die Analyse der Sozialstruktur nicht mehr gruppen-, sondern nur noch individuum- und aggregatsbezogen auf einzelne Funktionsbereiche konzentrieren kann. Aber es findet sich kein Wort zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, die ja erst den prägenden Hintergrund dieser modernen Sozialstruktur bildet. Von dieser Seite aus wird »funktionale Differenzierung« wohl als Normaltatbestand vorausgesetzt, der keiner weiteren theoretischen Reflexion bedürftig ist, selbst dann nicht, wenn ein Vergleich vermeintlich traditionaler und moderner Sozialstrukturen ansteht. Auch »Kultur« ist kein expliziter Gegenstand einer solchen Sozialstrukturanalyse. Liegt dies vielleicht daran, dass die Sozialstrukturanalyse mit guten Gründen keine Gesellschaftstheorie sein will?

Von daher wird man der Diagnose von Schimank sicherlich beipflichten müssen. Im Gegensatz zu früheren Analysen (vgl. Burzan/Schimank 2004) – ich erinnere auch an seinen Beitrag zu einem von Thomas Schwinn organisierten Kolloquium anlässlich des Münchner Soziologentages –, in denen kategoriale methodologische Unverträglichkeiten (beispielsweise zwischen funktionalistischen und individualistischen Angeboten) angeführt wurden, verzichtet Schimank aber nunmehr auf eingehende Begründungen dieser gesellschaftstheoretischen Zersplitterung. Er konstatiert sie und, mehr noch, er scheint sie für eine lässliche Sünde zu halten, die man vermeiden und überwinden kann. Von daher sein Vorschlag einer handlungstheoretischen Integration. Und es sei angemerkt: So weit liegen nun Schimank und Erlinghagen/ Hank in ihren handlungstheoretischen Prämissen nicht auseinander, als dass hier nicht Brückenschläge möglich wären.

Aber zwei Punkte sind in der Diagnose wie dann entsprechend auch in dem therapeutischen Vorschlag von Schimank problematisch. Erstens folgert er ohne weitere Begründung, dass die von ihm identifizierten drei Theoriefamilien nun gerade die zentralen Achsen einer jeden gesellschaftstheoretischen Forschung zu bilden haben. Sie repräsentieren, wie er dies bezeichnenderweise uneindeutig formuliert, den »kognitiven Raum soziologischer Gesellschaftstheorie« (238). Gesellschaftstheorie ist nach Schimank »triperspektivisch« (ebd.) zu betreiben. Wieso? Wie kann aus dem faktischen Vorliegen von

drei Theoriefamilien auf die logischen Dimensionen einer Gesellschaftstheorie geschlossen werden? Man sollte sich aber von dem Terminus »Theorie« nicht düpiieren lassen. Dass Schimank diesen Schritt nicht weiter begründet, liegt nun meines Erachtens daran, dass er nicht zwischen gesellschaftstheoretischen Theoriefamilien und soziologischen Analysedimensionen unterscheidet. Schimank scheint beides miteinander zu identifizieren. Und so bleibt auch im Fortgang des Textes häufig unklarer als nötig, ob er von Theorien bzw. Perspektiven oder Dimensionen spricht – im ersten, analytischen Kapitel seines Grundrisses und insbesondere in der Einleitung scheint es mehr um Theorien der Differenzierung, Ungleichheit und Kultur zu gehen, während im zweiten, synthetischen Kapitel die entsprechenden Dimensionen im Vordergrund stehen. Diese Unterscheidung ist für das Schimank'sche Projekt nicht unwesentlich. Wenn er seinen Fokus auf Theorien legt, dann benötigt jedes Projekt einer Theorienintegration oder gar einer Theorienreduktion eine Reflektion über die Kompatibilität oder Inkompatibilität von Theorien. Das ist das übliche, aber meist angesichts fehlender methodologischer Metatheorien häufig ergebnislos verlaufende Theorievergleichsgeschäft »soziologischer Theorie«. Theorievergleiche setzen, worauf insbesondere Rainer Greshoff (bspw. 2008) immer wieder aufmerksam gemacht hat, wesentlich mehr voraus, als Theorien miteinander zu kontrastieren. Aber Schimank scheint nicht eine Theorienintegration in diesem Sinne anzustreben. Was er vorschlägt, ist keine Integration von Theorien, sondern eine Integration von drei Dimensionen der gesellschaftlichen Analyse in einen einheitlichen analytischen Rahmen. Das ist etwas anderes. Und damit lässt sich meines Erachtens auch eine Frage stellen und beantworten, die Schimank erstaunlicherweise übergeht: Weshalb denn überhaupt eine Vereinheitlichung der gesellschaftstheoretischen Forschung? Nicht, um den oft beklagten Zustand der »Multiparadigmatase« zu überwinden, sondern um eine integrale, multidimensionale (und sicherlich explanative) Gesellschaftstheorie zu erarbeiten, die diesen Namen auch verdient. Schimank ist, wenn man dies überspitzt formulieren mag, nicht um eine Theorienintegration bemüht, sondern um eine Integration der soziologischen Disziplin, zumindest ihrer gesellschaftstheoretischen Ausrichtungen, selbst besorgt. Diese Herausforderung ist größer. Offen bleiben sollte – wir haben dies schon angedeutet bzw. wir kommen noch darauf zu sprechen – ob diese integrale, multidimensionale Theorie die drei genannten Dimensionen aufweisen soll und was es denn nun mit der »Gesellschaft« dieser Theorie auf sich hat. An diesen Stellen scheinen weitere Problemlagen des Grundrisses von Schimank auf.

2. Dass es Schimank um eine Integration von Dimensionen und nicht von Theorien geht, zeigt sich nun auch in seinen »therapeutischen« Vorschlägen. Denn er schlägt einen handlungstheoretischen »frame of reference« vor, in welchem die drei von ihm angeführten gesellschaftstheoretischen Theoriefamilien konzeptionell verankert werden.

Die gesellschaftstheoretischen Diskussionen benutzen zumeist die Methodik des Theorievergleichs, um sich selbst zu irritieren oder mögliche Erkenntnisfortschritte zu erzielen. Legendar sind die älteren Vergleiche von Marx und Weber (vgl. bspw. Bader u.a. 1997). Heutzutage ist der Vergleich von Luhmann und Bourdieu besonders beliebt (vgl.

bspw. Nassehi/Nollmann 2004). Kosten fallen dabei kaum an, aber auch die Gewinne dürften sich in Grenzen halten, bestätigt man in der Regel doch etwas ausführlicher, was man vorher schon vermutete. Schimank spricht sich auch gegen die Kompaktintegration von ganzen Theoriebeständen aus, weil diese kaum kontrollierbar sind. Stattdessen schlägt er eine minimalistische Strategie vor, die darin besteht, »elementare Kernvorstellungen« der jeweiligen Theoriefamilien zu identifizieren. Er identifiziert solche, die mit seinem handlungstheoretischen Rahmen kompatibel sind. Dies sind »Leistungsproduktion« für die Dimension der funktionalen Differenzierung, »Lebenschancen« für die Dimension der sozialen Ungleichheit und »Legitimation« für die Dimension der Kultur als dem Insgesamt kognitiver, evaluativer und normativer Orientierungen. Man kann über die konkrete inhaltliche Ausgestaltung dieser einzelnen Kernvorstellungen durchaus streiten. Weshalb, wie schon angefragt, nur diese drei Dimensionen? Es fällt auch auf, dass sie aufgrund ihrer singularistischen Ausrichtung nicht unbedingt den eigenen theoretischen Forderungen entsprechen, die Analyse an Konstellationen auszurichten, was zur Folge haben müsste, Leistungsproduktionen mit entsprechenden »Rezeptionen«, »Konsumtionen« etc. zu kombinieren sowie die relationale Konstellation von »Lebensführungen« zu betonen mit der Konsequenz, gerade im Hinblick auf die Dimensionen der sozialen Ungleichheit erheblich stärkere konzeptionsintegrierende Wirkungen entfalten zu können. Auch erlauben es nur solche konstellativen Konzeptionen funktionaler »Systembildung«, die Etablierung von Eigenlogiken zu erklären. Es mag erhebliche Ungleichgewichte zwischen selbst- und fremdbezüglichen Orientierungen in der Etablierung von Eigenlogiken geben, aber will man ihre Genese rekonstruieren, so reicht ein Rekurs auf ihre Selbstreferenz sicherlich nicht aus. Jegliche Eigenlogik muss selektiv stabilisiert werden, sie lässt sich also nur durch Veränderungen ihrer Umwelten erklären.

Man kann selbstverständlich auch über die spezifische handlungstheoretische Ausgestaltung des Grundrisses selbst sprechen, der m.E. zu traditionell gehalten ist, um die ihm aufgebürdete enorme Last tragen zu können. Dennoch ist diese prinzipielle Vorgehensweise, nämlich eine handlungstheoretische Begründung und Verankerung der beiden Dimensionen der Differenzierung und der sozialen Ungleichheit und auf diesem Wege eine Integration der beiden gesellschaftlichen Dimensionen zu ermöglichen, zu begrüßen. Bezweifeln möchte ich jedoch, ob dies auch in Bezug auf »Kultur« sinnvoll erscheint, denn dadurch wird eine Vorstellung reproduziert, die mit guten Gründen in der aktuellen soziologischen Kulturtheorie in Frage gestellt wird, nämlich die Vorstellung, dass Kultur in erster Linie eine normierende gesellschaftliche Sphäre ist, die eine handlungsdirigierende, aber keine handlungskonstitutive Bedeutung hat. Funktionale, segmentäre, stratifikatorische und sonstige Differenzierungen sind Eigenschaften, die nur komplexe soziale Konstellationen oder das, was Schimank als »Gesellschaft« bezeichnet, aufweisen können, Kultur hingegen ist keine Eigenschaft von sozialen Konstellationen, sondern beruht auf (mehr oder weniger gemeinsamen) kognitiven und konativen Repräsentationen, die sich unter spezifischen Bedingungen sozialer Konstellationen realisieren. Dies macht einen Unterschied. Von daher ist Kultur in der Handlungstheorie zu verankern, oder, besser noch, die Handlungstheorie selbst ist kulturtheoretisch auszurichten, weil, so könnte man argumentieren, die konstitutiven Regeln, unter denen

Handlungen als Handlungen beschrieben werden und somit eine Orientierung an Handlungen überhaupt erst stattfinden kann, eben eine symbolische Ordnung voraussetzt. Aber damit sind spezifische Fragen berührt, die an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden können.

3. Kommen wir nun nach der Diagnose und dem methodischen Vorschlag zu der dritten Komponente dieses Grundrisses, nämlich der synthetischen »Bauanleitung«. Die Prämisse ist: »Funktionale Differenzierung« ist die charakteristische und zentrale Eigenschaft der modernen Gesellschaft, die sie von »traditionalen« Gesellschaften unterscheidet. Auch dies mag man wohl kaum in Zweifel ziehen. Aber folgt daraus auch, dass entsprechend die Dimension der funktionalen Differenzierung oder – und hier ist wieder die entsprechende Uneindeutigkeit – dass Differenzierungstheorien ein analytisches Primat genießen? Schimank scheint unter analytischem Primat nicht das Explanandum, sondern das Explanans zu verstehen. Deshalb wird »funktionale Differenzierung« gesetzt und die anderen Dimensionen werden in ihrer »funktionalen« Passung hieraus deduziert. »Kultur« wird auf die Legitimation des Operierens funktionaler Subsysteme reduziert und soziale Ungleichheit aus dem Operieren der Funktionssysteme und insbesondere aus den Mechanismen der kapitalistischen Wirtschaft abgeleitet. Ich möchte an dieser Stelle nicht behaupten, dass dies kein gangbarer Weg ist. Wird diese theoretische Perspektive ausgebaut, so ist dies viel mehr als das, was wir bisher haben. Und die einzelnen Schritte, die Schimank ausweist, haben eine nicht geringe Überzeugungskraft. Schimank postuliert zudem auch, dass ein analytisches Primat nicht die Annahme eines unilinearen Wirkungszusammenhangs impliziert und die verschiedenen Dimensionen analytisch gleichgewichtig zu behandeln seien. Dennoch sind die Kosten dieser Setzung enorm. Denn unter der Hand verschiebt sich das analytische Primat zu einem theoretischen Primat einer Differenzierungstheorie. Damit sickern aber all die Probleme, die wir doch mit dieser Teiltheorie haben, in die von Schimank angestrebte integrative Perspektive ein. Und da Schimank sich an der Differenzierungstheorie »Bielefelder Provenienz« orientiert, sollte noch klar gestellt werden: Wenn ich von Differenzierungstheorie spreche, so meine ich gerade nicht »Systemtheorie«. Die Differenzierungstheorie ist sicherlich die prominenteste Teiltheorie der allgemeinen Systemtheorie, aber sie ist meines Erachtens und verglichen mit den beiden übrigen Teiltheorien, der Evolutionstheorie und der Kommunikationstheorie, diejenige, die die größten theoretischen Lasten mit den am wenigsten tragfähigen Fundamenten zu bewältigen hat.

Schimanks Entwurf weist nun mindestens die drei folgenden Problemstellungen auf:

3.1 Unter der Hand setzt Schimank einen starken Gesellschaftsbegriff voraus. Dieser ist mit seinen handlungstheoretischen Grundlegungen kaum zu vereinbaren. Er verträgt sich auch nur schlecht mit seinen konflikttheoretischen Folgerungen. Ein solcher starker Begriff betrachtet Gesellschaft als eine Entität, die mit eigenen funktionalen Notwendigkeiten ausgestattet ist und von daher Strukturordnungen »sui generis« aufweist. Aber selbst innerhalb der Systemtheorie ist ein solch starker Begriff umstritten. Schimank hingegen unternimmt keine Versuche, die funktionale Differenzierung selbst wie auch die

Genese und die Existenz von einzelnen Funktionssystemen handlungstheoretisch zu begründen, etwa in dem Sinne, dass »Funktionen« auf die Integration und die wechselseitige Ermöglichung von Handlungen zurückgeführt werden, die funktionale Analyse sich also nicht auf die vorgegebene Entität einer Gesellschaft richtet, sondern auf die wechselseitigen Ermöglichungsbedingungen von Handlungen (vgl. Schützeichel 2011). Er versucht, sich mit Hilfe von Webers Wertsphären zu retten, aber auch diese werden doch auch von Weber mehr vorausgesetzt als handlungstheoretisch oder gar historisch-soziologisch näher begründet oder hergeleitet. Man muss es Schimank zu Gute halten, dass er funktionale Differenzierung vornehmlich über den Aspekt der Leistungsproduktion einführt und auf diese Weise – wenn ich das recht verstehe – versucht, einen Kontakt zu seinen handlungstheoretischen Grundlagen herzustellen. Andere Konzepte wie beispielsweise das zurzeit viel diskutierte und noch mehr beschworene Konzept der »Autonomie« erhalten damit eine deutliche Relativierung und Kontextualisierung. Aber die funktionale Differenzierung (als funktionale!) selbst bleibt bei ihm eben handlungstheoretisch opak, weil er den Funktionsbegriff nicht anders als ein Gesellschaftsattribut einführt und dafür zwangsläufig einen starken Gesellschaftsbegriff in Anspruch nehmen muss. Ein solcher scheint mir ein erhebliches Hindernis in Bezug auf eine gleichgewichtige Integration der Gesellschaftstheorie darzustellen. Und nebenbei bemerkt: Es ist nicht einzusehen, weshalb funktionale Differenzierung nur Sache der so genannten Makrosoziologie ist. Gilt es nicht, die Reproduktion oder eben Variation von funktionalen Differenzierungsmustern auf der Ebene konkreter Handlungssituationen zu untersuchen?

3.2 Dieser starke Gesellschaftsbegriff hat aber noch eine weitere Konsequenz. Man muss sich die Frage stellen: Auf welche Gesellschaftsformation bezieht sich dieses Konzept eigentlich? Die Gesellschaftsformation der Moderne? Der Weltgesellschaft? Das westliche Europa? Gibt es Strukturmuster und Strukturdynamiken, die sich gleichsam uniform in »der« Gesellschaft der Moderne durchsetzen? Oder haben wir es allein mit idealtypischen Konstruktionen zu tun, deren Aufgabe es dann – frei nach Weber – wäre, die empirische Forschung anzuleiten? Wenn wir uns die jüngste religionssoziologische Synthese von Pollack und Rosta (2015) anschauen, dann wird auf die enorme Relevanz von funktionaler Differenzierung für die Erklärung von religiösen Entwicklungen hingewiesen. Zugleich aber wird auch deutlich gemacht, dass funktionale Differenzierung stets durch unterschiedliche historische Pfade gebrochen ist. »Funktionale Differenzierung« von Religion ist im Vereinigten Königreich etwas anderes als in Irland, im Westen Deutschlands etwas anderes als im Osten. Und damit sei in Bezug auf die von Schimank unter Punkt 3 als »nächste Schritte« angedeuteten Forschungsfragen formuliert: Ich bezweifle, dass auf der Basis eines starken Gesellschaftsbegriffs die angedeuteten historisch-soziologischen Analysen zu leisten sind. Daran ist schon der »historische Funktionalismus« von Luhmann aus den 1970er-Jahren gescheitert, weil diese Option nicht in der Lage war, eine hinreichende konzeptionelle Sensibilität für variable und variierende Pfade zu entwickeln. Wir verfügen eigentlich über keine hinreichende Theorie der Genese wie der Reproduktion funktionaler Differenzierung, auch nicht über eine hinreichende, komparative Theorie von Funktionssystemen, weil dies bisher stets auf einen starken Gesellschaftsbegriff bezo-

gen wurde und – ein zweiter Grund – weil die Forschungslogik gerade von Luhmann bisher immer darin bestand, die Konvergenzen der Funktionssysteme zu betonen. Er suchte stets nach den gemeinsamen Strukturmustern der Funktionssysteme. Ist es aber nicht an der Zeit, diese Forschungslogik zu revidieren und in historisch-soziologischer Absicht eine individualisierende Begriffsbildung zu entfalten? Die entscheidende theoretische wie methodische »Einheit«, in die Studien über die Genese von funktionaler Differenzierung wie auch der übrigen gesellschaftstheoretisch relevanten Dimensionen eingebettet werden müssen, sind demnach historische Pfade (vgl. Schützeichel 2015), die es in komparativen Einzelfallanalysen zu untersuchen gilt.

Die in 3.1 und 3.2 angeführten Punkte lassen sich zu einer gemeinsamen These verdichten. Die jüngere Systemtheorie hat es zunächst aufgrund ihres modernisierungstheoretischen Optimismus, der zu der Vermutung der funktionalen Irrelevanz der Reproduktion sozialer Ungleichheiten angesichts einer zu sich selbst kommenden, Vollinklusion gewährenden, funktional differenzierten Gesellschaft führte, unterlassen, sich eingehend mit sozialer Ungleichheit zu befassen. Dies wurde und wird mitunter durch eine Lesart unterstützt, die im Sinne älterer Stadientheorien die dominant funktional differenzierte Gesellschaft als mehr oder weniger gelungene Ablösung von dominant stratifiziert differenzierten Gesellschaften begriff – eine Lesart, die weder evolutions- noch systemtheoretisch in irgendeiner Weise zu rechtfertigen ist. Als die brasilianischen Favelas und damit das Problem von Inklusion und Exklusion entdeckt wurden, war dies eigentlich für die Theorieentwicklung zu spät, denn diese hatte einen Pfad eingeschlagen, der nur noch auf die Autopoiesis von Kommunikation, aber nicht mehr auf die ungleiche Reproduktion von Ressourcen reagieren konnte. Das ist die Ausgangssituation, vor der Schimank steht. Sein Versuch einer integrativen Gesellschaftstheorie versucht, sowohl diesen modernisierungstheoretischen Optimismus wie diese Form von systemfunktionaler Theoriebildung zu korrigieren. Aber es stellt sich die Frage, ob seine Revisionen weit genug gehen und gewisse theoretische Annahmen (wie beispielsweise den starken Gesellschaftsbegriff), die nicht so leicht von einer system- in eine handlungstheoretische Theoriesprache zu konvertieren sind, nicht als »obstacles epistemologiques« wirken. Dies betrifft auch den Punkt, auf den wir jetzt zu sprechen kommen: Schimank rekonstruiert – gut systemtheoretisch – soziale Ungleichheit als partielle Inklusions-/Exklusions-Verhältnisse.

4. Es kann nicht bestritten werden, dass in dominant funktional differenzierten Gesellschaften die Möglichkeiten der Teilhabe an den funktionalen Leistungs- und Komponentärrollen einen entscheidenden Faktor für die Morphologie der sozialen Ungleichheit dieser Gesellschaften darstellt. Die Geschichte der Klassen-, Geschlechter- und Migrationskämpfe in der Moderne sind Kämpfe um diese Teilhabe. Auf diesen Sachverhalt bezieht sich die systemtheoretische These, dass soziale Ungleichheiten auf der Folie der Logiken und Dynamiken des funktionssystemspezifischen Operierens expliziert und analysiert werden müssen. Auch, wie am Beispiel von Erlinghagen/Hank (2015) dargestellt, die Sozialstrukturanalyse setzt diesen Sachverhalt implizit voraus. Und auch

Schimank folgt dieser Logik (siehe insbes. den Punkt 2.1 seiner Argumentation). Um mit Max Weber zu sprechen: Die »Klassenlage« lässt sich aus den Inklusionskombinatoriken herleiten.

Die Frage aber ist, ob die sozialstrukturellen Ordnungen sich allein aus Inklusionsverhältnissen herleiten lassen. In der Soziologie muss man ein bestimmtes semantisches Erbe berücksichtigen. Der blinde Fleck einer Gesellschaftstheorie, die alleine mit der Kategorie der »Gesellschaft« arbeitet, besteht darin, dass ihr andere Verhältnisse als Tausch- und Vertragsverhältnisse kaum in den Blick kommen. Oder wiederum mit Weber formuliert: Wo bleibt die »ständische Ehre«? Oder wo bleiben »Identität« und »Anerkennung«? Die soziologischen Analysen der Moderne sind seit Marx, Tönnies oder Morgan immer unter dem Doppelaspekt von »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« mit ihren jeweils unterschiedlichen Sozialitätslogiken betrachtet worden, eine Tradition, die man selbst bei der »Lebenswelt« im Sinne von Habermas und den derzeitigen, aber leider ohne gesellschaftstheoretischen Anspruch auftretenden Analysen zur posttraditionalen Vergemeinschaftung noch antreffen kann, für die aber die Systemtheorie niemals ein Gespür entwickelt hat.¹ Aber allein über die sich in Vergemeinschaftungsprozessen gerinnende und reproduzierende Logik der »Ehre«, der »Identität« oder von Anerkennungsverhältnissen lässt sich eine Vielzahl von sozialstrukturellen Konflikten und Verwerfungen erklären. Eine Gesellschaftstheorie, die mehr als eine Theorie der funktionalen Differenzierung, nämlich eine Theorie der Moderne sein will, tut gut daran, sich der Logik von Vergemeinschaftungsprozessen zuzuwenden. Gerade dann, so möchte ich behaupten, bekommt man auch die dunklen Seiten, die Gewalt, die Barbarei und die Zivilisationsbrüche in den Blick, ohne die die Moderne soziologisch nicht angemessen beschrieben werden kann. In diesem Feld gerinnen die »kulturellen Kämpfe« (S. 251), von denen Schimank spricht, aber eben ohne anzugeben, aus welchen Quellen sie sich speisen.

5. Auch für Schimank ist die »Zerbrechlichkeit der Moderne« (ebd.) eine, wenn man so sagen darf, mögliche normale Katastrophe, die in ihren genetischen Ausgangskonstellationen gleichsam angelegt ist. Von daher fordert er mit guten Gründen eine Betrachtungsweise ein, die die Allgegenwärtigkeit und den Normalfall der Störungen in den Mittelpunkt rückt. Sie ergeben sich aus den Eigendynamiken und »ungebremsten Steigerungen« (ebd.) der – mit Luhmann (1984) gesprochen – nicht auf ihre ökologische Rationalität bedachten Funktionssysteme, aus denen sich turbulente und »katastrophale« gesellschaftliche Entwicklungen insofern ergeben können, als dass auf der Ebene der Systemintegration die Autopoiesis der Funktionssysteme durch ihre strukturellen Kopplungen gefährdet werden können. In besonderer Weise rücken damit das kapitalistische Wirtschaftssystem in den Blickpunkt und sein funktionaler Antagonismus zum kapitalistischen Wohlfahrtsstaat. Dieses systemintegrative Szenario wird von Schimank durch ein zweites, sozialintegratives Krisenszenario komplementiert, ohne dass er m.E.

1 Siehe entsprechend als Versuche einer handlungstheoretischen Rekonstruktion die Unterscheidung von konjunkten und adjunkten Handlungsformen (Schützeichel 2010, 2011).

mit hinreichender Sorgfalt zwischen beiden unterscheiden würde. Aber auch dieses zweite Krisenszenario ist von erheblicher gesellschaftlicher Bedeutung, auch ist es theoriegeschichtlich – man denke an die Kritische Theorie oder an die »Kolonialisierung der Lebenswelt« im Sinne von Habermas – nicht uninteressant. Im Gegensatz zu den wohl transintentional verlaufenden systemintegrativen Konflikten werden diese von Schimank akteurtheoretisch als Konflikte zwischen »Leistungsproduzenten« und »Leistungsempfängern« analysiert. Schimank spricht sogar diesbezüglich von einer »Verdinglichung funktionaler Differenzierung« (251). Aber auch hier bleibt Schimank stark im systemtheoretischen Fahrwasser: Die Konfliktlinien werden auf »Ansprüche« der Leistungsempfänger zurückgeführt, nicht auf ihre »Kolonialisierungen«. Auch deshalb – um dies zu wiederholen – bleibt unklar, woraus die »kulturellen Kämpfe« resultieren, auf die er seinem zweiten Leitsatz Bezug nimmt. Würde er diesen Punkt breiter formulieren, so könnte Schimank einen Kontakt herstellen zu der Theoriegruppe des (Post-) Strukturalismus, die von der »Disziplinarmacht« bis hin zur »Subjektivierung« wichtige Beiträge hin zur Sozialintegration funktionaler wie stratifikatorischer Differenzierung geleistet hat.

6. Das Kernstück im synthetischen Teil der Argumentation bildet die These zur kapitalistischen Wirtschaft. »Kapitalismus«, so Schimank in Punkt 2.3, ist ein »inhärenter Bestandteil funktionaler Differenzierung« (251). Wie hat man diese These zu verstehen? Zunächst stellt Schimank dar, dass sich die Genese des Kapitalismus als Genese eines ökonomischen Funktionssystems rekonstruieren lässt. Dass es sich um eine kapitalistische Wirtschaft handelt, macht Schimank an dem Punkt fest, dass dieses ökonomische System Gewinnerzielung, Gewinnstreben und Gewinnsteigerung als Leitwert der Leistungsproduktion etabliert hat. Da dies zu einer stetigen, inhärenten Rationalisierung und Steigerung der (Bedingungen von) Leistungsproduktionen führt, kann das ökonomische System auf der Ebene der Systemintegration diejenige Funktion erfüllen, die Schimank ihm zuschreibt, nämlich als System, welches in seinen operierenden Einheiten als einziges System Gewinne erwirtschaftet, die anderen Funktionssysteme – wie vermittelt auch immer – zu subventionieren. Damit kommt ihm eine dominante Position im Getriebe der Funktionssysteme zu, die sich nicht nur in der Produktion von Leistungen, sondern auch in der Produktion von Problemen artikuliert. Die kapitalistische Ökonomie ist sowohl ein vorrangiger Produzent von sozialer Ungleichheit, aber sie stellt nach Schimank auch in letzter Instanz alleine die Mittel bereit, um soziale Ungleichheiten über den Wohlfahrtsstaat zu regulieren und vielleicht sogar einzuebnen. Schimanks Thesen zur kapitalistisch dominierten funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft stellen einen gelungenen Teilschritt innerhalb seiner integrativen Arbeit dar. Schimank geht es in seinem »Grundriss« insbesondere darum, das Primat der kapitalistischen Wirtschaft zu betonen. Aber will er damit auch betonen, dass soziale Ungleichheit auf die Funktionslogik zu reduzieren ist? Damit kommen wir wieder auf den Punkt »Gesellschaft und Gemeinschaft« zu sprechen. Alle Forschungen, die beispielsweise derzeit unter dem Stichwort der »Intersektionalität« geführt werden und neben Einkommen und

Vermögen eben auch »Geschlecht«, »Rasse«, »Alter« etc. anführen, sprechen gegen eine umfassende Reduktion von sozialer Ungleichheit auf solche der kapitalistischen Funktionslogiken. Welche »soziale Ungleichheiten« bekommt Schimank also in den Blick?

Dass das ökonomische Funktionssystem zu großen Teilen ein kapitalistisches ist, ist nicht zu bestreiten. Fraglich ist jedoch, wie Schimank diese Thesen versteht – historisch oder funktionalistisch? Wenn es sich um eine sicherlich sehr knappe Analyse eines historischen Vorgangs handelt, der, ausgehend von einem »rationalen Kapitalismus«, bestimmte interne und externe Pfadabhängigkeiten entwickelt, Märkte etabliert, Umwelten in einer monetarisierten Weise inkludiert, den Dingen einen Warencharakter verleiht und auf diese Weise seine Dominanz innerhalb der Funktionssysteme gewinnt, dann ist dies eine instruktive Arbeitsgrundlage. Aber ist Schimanks These nicht stärker? Ist seine These nicht die, dass sich funktionale Differenzierung selbst unter der Prämisse einer kapitalistischen Wirtschaft in dieser Form etablieren konnte und der Kapitalismus als eine Art »preadaptive advance« fungiert? Auch diese These halte ich für instruktiv und bedenkenswert.² Problematisch aber wäre natürlich die funktionalistische Behauptung, dass nur eine kapitalistische Wirtschaft funktionale Differenzierung ermöglichen könnte oder gar, stärker noch, Kapitalismus als eine notwendige Voraussetzung für die Durchsetzung dominanter funktionaler Differenzierungen betrachtet werden müsse. Die Formulierung, dass Kapitalismus ein »inhärenter Bestandteil« funktional differenzierter Gesellschaft sei, lässt alle diese Interpretationen zu.

Zuletzt möchte ich noch kurz *Desiderata* der Differenzierungsforschung ansprechen, die für das Verhältnis von funktionaler Differenzierung und sozialer Ungleichheit nicht unwesentlich sind. Dass Schimank »Markt« nicht schlechthin mit »Kapitalismus« gleichsetzt und damit auf die funktionale wie kausale Eigenständigkeit solcher »Governance-Mechanismen« hinweist, ist richtig. Schimank hat sich auch in vielen Publikationen mit »Organisationen« (bspw. Schimank 2010) oder nun in seinem Grundriß mit »Arbeitsmärkten« auseinandergesetzt. Dennoch scheint mir insgesamt die Bedeutung solcher Mechanismen wie »Markt«, »Netzwerk«, »Hierarchie«, »Reziprozität«, »Hilfe«, »personale Beziehung« u.a., die man als kategoriale Sozialformen der Interdependenzbewältigung bezeichnen könnte, nicht genügend beachtet zu werden. Dies gilt für die Analyse von Funktionssystemen und ihren »Differenzierungsdynamiken« (Schimank 2011b) im Allgemeinen, dies gilt aber auch für die Erklärung der Genese wie der Reproduktion sozialer Ungleichheiten im Besonderen.³ Von daher würde ich die These wagen, dass eine stärkere theoretische Integration von Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung diese Sozialformen intensiver untersuchen muss. Oder wenn man dies vor dem Hintergrund der jüngeren systemtheoretischen Umstellung der Gesellschaftstheorie von »Dif-

2 Dass die kapitalistische Wirtschaft nicht nur Gelder, sondern auch Probleme exportiert, die Anlass für eine Funktionssystembildung zweiter Ordnung gegeben haben, habe ich am Beispiel des Funktionssystems der psycho-sozialen Beratung bzw. der psycho-sozialen Reflexivisierung ausgearbeitet (Schützeichel 2013).

3 An dieser Stelle sei nur auf die Argumentation von Veronika Tacke (2008) verwiesen, dass Organisationen und nicht Funktionssysteme der primäre Ort der Herstellung wie Bearbeitung von geschlechtlicher Ungleichheit sind.

ferenzierung und Integration« auf »Autopoiesis und strukturelle Kopplung« (Luhmann 1984) formulieren will: Keine Autopoiesis in irgendeinem Funktionssystem vollzieht sich jenseits dieser Sozialformen, und auch die »strukturellen Kopplungen« werden operativ nur in solchen sozialen Handlungssituationen wirksam und aufeinander bezogen, in welchen die funktionssystemspezifische autopoietische Reproduktion »homogener« Elemente durch die problemspezifische Integration heterogener Elemente ersetzt wird.⁴

Literatur

- Bader, Veit-Michael/Berger, Johannes/Ganßmann, Heiner/Knesebeck, Jost v.d. (1997): *Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Burzan, Nicole/Schimank, Uwe (2004): »Inklusionsprofile – Überlegungen zu einer differenzierungstheoretischen »Sozialstrukturanalyse««. In: Schwinn, Thomas (Hg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit – Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Frankfurt am Main: Humanities, S. 209-237.
- Erlinghagen, Marcel/Hank, Karsten (2015): *Neue Sozialstrukturanalyse*. München: Fink.
- Greshoff, Rainer (2008): »Aufklärung und Integration von Theorienvielfalt durch methodische Theorievergleiche – die Esser-Luhmann-Kontroverse als Beispiel«. In: Balog, Andreas/Schüle, Johann August (Hg.): *Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangszustand?* Wiesbaden: VS, S. 187-224.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd (Hg.) (2004): *Bourdieu und Luhmann*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pollack, Detlef/Rosta, Gergely (2015): *Religion in der Moderne*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Schimank, Uwe (2009): »Die »Moderne«: eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 19 (2), S. 327-351.
- Schimank, Uwe (2010): »Die funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft als Organisationsgesellschaft – eine theoretische Skizze«. In: Endress, Martin/Matys, Thomas (Hg.): *Die Ökonomie der Organisationen – die Organisationen der Ökonomie*. Wiesbaden: VS, S. 33-61.
- Schimank, Uwe (2011a): *Wohlfahrtsgesellschaften als funktionaler Antagonismus von Kapitalismus und Demokratie – ein immer labilerer Mechanismus?* Köln: MPIfG Working Paper 11/2.
- Schimank, Uwe (2011b): »Gesellschaftliche Differenzierungsdynamiken – ein Fünf-Fronten-Kampf«. In: Schwinn, Thomas/Greve, Jens/Kroneberg, Clemens (Hg.): *Soziale Differenzierung – Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS, S. 261-284.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Schützeichel, Rainer (2010): »Die Logik des Sozialen. Entwurf einer intentional-relationalen Soziologie«. In: Albert, Gert/Greshoff, Rainer/Schützeichel, Rainer (Hg.): *Dimensionen der Sozialität*. Wiesbaden: VS, S. 339-376.

4 Wie man stellvertretend an den Handlungssituationen und –netzen chronisch erkrankter Menschen sehen kann, werden dort heterogene Logiken technischer, medizinischer, pflegerischer, psycho-sozialer, familiärer, organisatorischer, ökonomischer, wissenschaftlicher etc. Art miteinander abgestimmt. Solche Situationen heterogener Vernetzung bilden den eigentlich Ort der Variation und Modifizierung wie auch der Stabilisierung von funktionssystemspezifischen Eigendynamiken. Das würde zu der These führen, dass Differenzierung ein Resultat der Integration von Handlungslogiken ist, und zwar von ressourcenabhängigen, also ungleichheitsspezifischen Handlungslogiken (vgl. Schützeichel 2010 u. i. V.).

- Schützeichel, Rainer (2011): »Doing Systems. Eine handlungstheoretische Kritik der Theorie funktionaler Differenzierung«. In: Schwinn, Thomas/Greve, Jens/Kroneberg, Clemens (Hg.): *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretischer Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS, S. 73-91.
- Schützeichel, Rainer (2013): »Biographische Reflexivität und professionelle Handlungslogik. Zur Soziologie der psycho-sozialen Beratung«. In: Lorenzen, Jule-Marie/Schmidt, Lisa-Marian/Zifonun, Darius (Hg.): *Grenzen und Lebenslauf: Beratung als Form des Managements biografischer Übergänge*. Weinheim: Beltz, S. 24-50.
- Schützeichel, Rainer (2015): »Europe as Process? On the Genealogy of a Historical-Sociological Research Programme«. In: Börner, Stefanie/Eigmüller, Monika (Hg.): *European Integration, Processes of Change and the National Experience*. London: Palgrave Macmillan, S. 26-46.
- Schützeichel, Rainer (i.V.): *Süßes Blut. Soziologische Analyse einer Volkskrankheit*. Mskr. Bielefeld.
- Stinchcombe, Arthur (1983): *Economic Sociology*. New York: Academic Press.
- Tacke, Veronika (2008): »Neutralisierung, Aktualisierung, Invisibilisierung. Zur Relevanz von Geschlecht in Systemen und Netzwerken«. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen*. Wiesbaden: VS, S.253-289.

Anschrift

Prof. Dr. Rainer Schützeichel
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 100131
33501 Bielefeld
rainer.schuetzeichel@uni-bielefeld.de